

Transparenz als Hypothek ; Objektiv?

Autor(en): **Reinhart, Martin / Oechslin, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **24 (2012)**

Heft 95

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-967925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit dem Peer Review steuern die Wissenschaften sich selbst. Gutachter und Gutachterinnen prüfen anonym Forschungs-gesuche und Papers und entscheiden über die Vergabe von Geldern und Publikationsraum. Garantiert die Anonymität die Unabhängigkeit des Urteils? Oder zerstört sie den für die Wissenschaften unverzichtbaren demokratischen Diskurs?

Transparenz als Hypothek

Von Martin Reinhart

Wer sich gegen die Anonymisierung des Gutachters im Peer-Review-Verfahren wendet, fordert mehr Transparenz. Wie Qualität und Effizienz ist Transparenz ein allgemein akzeptierter Wert, der sich kaum in Frage stellen lässt. Aus zwei Gründen gilt es trotzdem, sich die Mühe zu machen, Argumente gegen die Transparenz zu bedenken: 1. Mehrere Werte können miteinander in Konflikt stehen. So kann beispielsweise hohe wissenschaftliche Qualität auf Kosten der Effizienz eines Peer-Review-Verfahrens gehen. 2. Werte, die nicht kritisierbar sind, werden ideologisch und verlieren ihre Bedeutung. Wenn kein Dissens möglich ist, erscheint die Transparenzforderung reflexartig und leer. Gegen die Entanonymisierung von Peer-Review-Verfahren spricht einiges: Transparenz benachteiligt junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Sie sind von persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen, die



© Bild: Ulfes / Fotogramma

in der Wissenschaft überall vorhanden sind, verstärkt betroffen. Als Begutachtete tragen sie keine klingenden Namen, die jede Begutachtung von vornherein beeinflusst, und als Begutachtende riskieren sie durch Kritik an den Entscheidungsträgern die eigene Karriere. Transparenz eröffnet in der sozialen Dimension eine Machtkomponente, die durch Anonymisierung abgeschwächt wird.

Transparenz verspricht mehr Rechenschaftspflicht und damit weniger unsorgfältige oder böswillige Gutachten. So sehr dies wünschbar ist, so bleibt doch unklar, dass dies mit der Transparenz des Verfahrens zu tun hat. Aus der Forschung zum Peer Review ergeben sich kaum Anhaltspunkte dass Partikularinteressen in intransparenten Verfahren bedeutsamer wären als in transparenten. Zudem gilt es nicht dem Fehlschluss zu unterliegen, dass mehr Transparenz automatisch zu wahrhaftigeren Aussagen der Gutachtenden führen würde. Die Debatten um Anonymität im Internet legen davon ein bereites Zeugnis ab, indem dort Transparenz mehrheitlich zur Profit- und Rechtssicherheit grosser Firmen dient und nicht zur Sicherung eines herrschaftsfreien Diskurses.

Schliesslich führt mehr Transparenz in Begutachtungsverfahren zu höheren Kosten – und dies in einem Wissenschaftssystem, dessen Begutachtungswesen

aufgrund des politisch forcierten Evaluationshypes ohnehin schon unter Druck steht. Gutachten zu verfassen, die wie Veröffentlichungen von der Community geprüft werden, ist aufwändiger als die informellere Form der Begutachtung in den meisten bestehenden Peer-Review-Verfahren. Ob der zusätzliche Aufwand die Qualität von Gutachten im Kern verbessern oder bloss deren Präsentierbarkeit erhöhen würde, ist bis jetzt ungeklärt.

Diese Argumente richten sich nicht prinzipiell gegen Versuche, Begutachtungsverfahren transparenter zu gestalten. Vielmehr raten sie zur Vorsicht bei der Umgestaltung eines Wissenschaftssystems, dessen Selbststeuerung bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Neue Kommunikationstechnologien bieten sicher die Möglichkeit zur Verbesserung wissenschaftlicher Begutachtung, aber ohne Begleitung durch eine Wissenschaftsforschung, die Effekte solcher Veränderungen klärt, sind Reformversuche problematisch. Welche intendierten und nichtintendierten Folgen transparenter Begutachtungsverfahren im ganzen Wissenschaftssystem erzeugen, gilt es zu erforschen, bevor der legitime Ruf nach mehr Transparenz und weniger Anonymität ertönt. ■

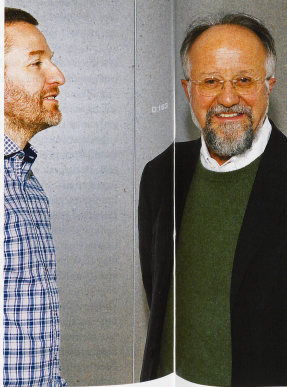
Martin Reinhart ist Juniorprofessor an der Humboldt-Universität Berlin. Peer Review ist eines seiner Forschungsgebiete.

Objektiv?

Von Werner Oechslin

Peer Review bezeichnet ein vornehmlich von wissenschaftlichen Zeitschriften benütztes Verfahren der Qualitätssicherung oder, wie man auch lesen kann, der Sicherung eines Mindestmasses an Qualität. Gegen Begutachtung ist nichts einzuwenden und noch weniger gegen Qualitätsförderung. Hingegen steht zur Debatte, ob und inwiefern es zweckdienlich sei, ein solches Ziel auf anonymem Weg erreichen zu wollen. Soll Kritik nur im Geheimen geübt werden können? Wenn dies den Zustand der Kritikfähigkeit unserer Scientific Community umschriebe, stünde es schlecht um die Wissenschaft. Sie soll ihren Auftrag ja zu grossen Teilen mit öffentlichen Mitteln und zum öffentlichen Nutzen erfüllen. Es besteht ein begründetes Interesse, dass nicht nur Resultate, sondern auch die Wege der Erörterung und Entwicklung erkennbar sind. So könnten der Öffentlichkeit vertiefte Einsichten in das wissenschaftliche Tun gewährt werden.

Nun soll ausgerechnet das Wichtigste, die Qualität und die damit verbundene Selektion, anonym gesichert



werden. Weil man der Sache offensichtlich misstraut, soll ein offener Prozess vermieden werden. Noch bedenklicher: Die Kompetenz tritt vornehmlich durch Autorität ersetzt auf, wo sie doch in der Öffentlichkeit sichtbar – im Einklang mit der Entfaltung von Talenten und Forscherpersönlichkeiten – entwickelt und durchgesetzt werden sollte. Wie sagt doch so schön Kant: «Der dialektische Schein in der rationalen Psychologie beruht auf der Verwechslung einer Idee der Vernunft (einer reinen Intelligenz) mit dem in allen Stücken unbestimm-ten Begriffe eines denkenden Wesens überhaupt.» Das heisst, wir müssen uns den Schwierigkeiten menschlicher Erkenntnismöglichkeit stellen, mitsamt der der «Menschenvernunft» hinzugesellten «unvermeidlichen, obzwar nicht unauffälligen Illusion».

Dem steht eine – kaum wünschbare – «abstrakte» Wissenschaft und Wissenschaftsgläubigkeit entgegen. Es ist unübersehbar, dass bei anonymen Verfahren der Qualitätssicherung «Standards», mittels formale Aspekte, in den Vordergrund drängen, bekannte Wissensformen im Vorteil sind und dem Ganzen das Märktechen der Objektivität umgelegt wird. Am Ende steht die abstrakte Vorstellung einer Wissenschaftswelt, in der auf der einen Seite objektive Erkenntnisse und auf der andern subjektive Einsichten stehen, die mit dem «Individualisten» verbunden und verträglich sind.

Das würde dann – horribile dictu – umso besser zu den angeblichen «zwei Weltens von Natur- und Geisteswissenschaft passen. Doch die Forschung zeigt – gerade im Neurobereich – immer wieder, dass die Welt sich stets noch komplexer und noch differenzierter darstellt und dass allein schon deshalb noch dringender nach Modellen und Erklärungen gesucht werden muss, die selbstverständlich vom Menschen geschaffen und Teil seiner Vorstellungswelt sind.

Dass man solche Überlegungen an scheinbar unbedeutende Verfahrenfragen wie das Peer Review knüpft, mag überraschen. Doch dieses Verfahren ist an die längst in Kritik stehenden, quantitativen «Methoden» gekoppelt, mit denen Qualität gefasst werden soll, weil – gemäss einem gegenüber Politikern despektierlichen Argument – die Politik nur die Sprache der Zahlen verstehe. Die Wissenschaft muss durch ihre Erkenntnisse und Einsichten überzeugen, und diese sollen möglichst «erklärlich» und öffentlich diskutiert werden können. Man unterschätzt auch den «Normalbürger», wenn man ihn nur mit Kuriositäten und Schlagzeilen aus der wundervollen Welt der Wissenschaft bedient. ■

Werner Oechslin ist emeritierter ETH-Professor für Kunst- und Architekturgeschichte sowie Gründer und wissenschaftlicher Leiter der Stiftung Bibliothek Werner Oechslin in Einsiedeln.